

KRISTIN HARMEL

Solange am Himmel Sterne stehen

Kristin Harmel

Solange
am Himmel
Sterne stehen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Veronika Dünninger

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »The Sweetness of Forgetting«
bei Gallery Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2013 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Kristin Harmel

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Redaktion: Barbara Müller

ES · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-38121-0

www.blanvalet.de

*Für Grandma und Grandpa
aus Weymouth*

»Und Er hat aus einem Menschen
das ganze Menschengeschlecht erschaffen.«

APOSTELGESCHICHTE 17,26

»Eines Menschen Kerze
ist Licht für viele.«

TRAKTAT SCHABBAT,
Ordnung Mo'ed des Talmud

»Alle Geschöpfe Gottes sind Seine Familie,
und er, der Seinen Geschöpfen am meisten Gutes tut,
ist der von Gott am meisten geliebte.«

PROPHET MOHAMMED

I

Die Straße vor dem Bäckereifenster liegt still und schweigend da, und in der halben Stunde genau vor Sonnenaufgang, während ein leichter Schimmer der Morgenröte am Horizont sichtbar wird, könnte ich fast glauben, der einzige Mensch auf der Welt zu sein. Es ist September, eineinhalb Wochen nach dem Labor Day, was in den kleinen Städten auf und ab am Cape Cod bedeutet, dass die Touristen nach Hause gefahren sind, die Bostoner ihre Ferienhäuser für die Saison mit Brettern vernagelt haben und auf den Straßen die einsame Stimmung eines unruhigen Traums herrscht.

Die Blätter draußen haben sich zu färben begonnen, und ich weiß, in ein paar Wochen werden sie die gedämpften Töne des Sonnenuntergangs annehmen, auch wenn die meisten Leute nicht hierherkommen, um sich das Herbstlaub anzusehen. Die Laubgucker werden nach Vermont, nach New Hampshire oder in die Berkshires im westlichen Teil unseres Bundesstaats fahren, wo die Eichen und Ahornbäume die Welt in feurigem Rot und leuchtendem Orange malen. Aber in der Stille der Nebensaison am Cape wird sich der wogende Strandhafer golden verfärben, während die Tage kürzer werden; die Vögel, die von Kanada nach Süden ziehen, werden in großen Scharen hier rasten; die Sümpfe werden zu Aquarell-Pinselstrichen verblassen. Und ich werde, wie ich es immer tue, durchs Fenster der Nordstern-Bäckerei dabei zusehen.

Seit ich mich erinnern kann, habe ich mich an diesem Ort, dem Geschäft meiner Familie, stets mehr zu Hause gefühlt als in dem kleinen gelben Cottage in der Nähe der Bucht, in dem ich aufgewachsen bin, dem Zuhause, in das ich jetzt, nach dem Vollzug meiner Scheidung, zurückziehen musste.

Scheidung. Das Wort klingt mir in den Ohren, unablässig, und ich fühle mich wieder einmal wie eine Versagerin, während ich in einem Balanceakt versuche, mit einem Fuß die Ofentür zu öffnen und gleichzeitig zwei riesige Bleche mit Zimttörtchen zu manövrieren und den Verkaufsraum der Bäckerei im Auge zu behalten. Ich schiebe die Törtchen in den Ofen, nehme ein Blech mit Croissants heraus und schließe die Tür mit der Hüfte. Dabei geht mir wieder einmal der Gedanke durch den Kopf, dass alles haben zu wollen nur heißt, dass man immer alle Hände voll zu tun hat. In meinem Fall im wahrsten Sinne des Wortes.

Ich wollte so gern verheiratet bleiben, Annie zuliebe. Ich wollte nicht, dass meine Tochter in einem Zuhause aufwächst, in dem ihre Eltern ihr keine Sicherheit geben können, so wie es mir als Kind ergangen ist. Ich wollte mehr für sie. Aber das Leben läuft eben nie so, wie man es plant, oder?

Die Ladenglocke bimmelt in dem Augenblick, als ich die blättrigen, buttrigen Croissants vom Backblech nehme. Ich werfe rasch einen Blick auf die Zeitschaltuhr an dem zweiten Ofen; die Vanilleküchlein müssen in knapp sechzig Sekunden raus, sodass ich nicht rechtzeitig in den Verkaufsraum kommen werde.

»Hope?«, ruft eine tiefe Stimme von vorn. »Bist du da hinten?«

Ich seufze erleichtert auf. Wenigstens ein Kunde, den ich kenne. Nicht dass ich nicht fast jeden kenne, der in dieser

Stadt zurückbleibt, nachdem die Touristen nach Hause gefahren sind.

»Komme gleich, Matt!«, rufe ich.

Ich streife meine Ofenhandschuhe über, die leuchtend blauen mit den aufgestickten Törtchen an den Rändern, die Annie mir letztes Jahr zu meinem fünfunddreißigsten Geburtstag geschenkt hat, und nehme die Vanilleküchlein aus dem Ofen. Ich atme tief ein, und der zuckersüße Duft versetzt mich für einen Moment zurück in meine eigene Kindheit. Meine *mamie* – die französische Bezeichnung für »Oma« – hat die Nordstern-Bäckerei vor sechzig Jahren gegründet, ein paar Jahre nachdem sie mit meinem Großvater ans Cape Cod gezogen war. Hier bin ich aufgewachsen und habe an ihrem Rockzipfel backen gelernt, während sie mir geduldig erklärte, wie man Teig herstellte, warum Brote aufgingen und wie man durch Kombinationen sowohl traditioneller als auch unerwarteter Zutaten genau die Kuchen und Torten kreierte, von denen der *Boston Globe* und die *Cape Cod Times* Jahr für Jahr schwärmen.

Ich lege die Küchlein auf das Abkühlgitter und schiebe an ihrer Stelle zwei Bleche mit Anis-Fenchel-Plätzchen in den Ofen. Darunter, auf die unterste Schiene, schiebe ich einen Schwung Halbmonde: Mandelpaste, mit Orangenblütenwasser verfeinert und mit Zimt bestreut, in einem Teigmantel zu sanft geschwungenen Gebäckstücken geformt.

Ich schließe die Ofentür und klopfe mir das Mehl von den Händen. Ich hole einmal tief Luft, stelle die Zeitschaltuhr und gehe aus der Backstube in den hell erleuchteten Verkaufsraum der Bäckerei. Egal, wie gestresst ich bin, ich muss noch immer jedes Mal lächeln, wenn ich durch diese Tür trete. Annie und ich haben die Bäckerei im letzten Herbst gestrichen, als das Geschäft zurückging, und sie hatte ein

Prinzessinnenrosa mit weißen Borten ausgewählt. Manchmal kommt es mir vor, als lebten wir in einem riesigen Törtchen.

Matt Hines sitzt auf einem Stuhl gegenüber der Theke, und als er mich sieht, springt er auf und lächelt.

»Hey, Hope«, sagt er.

Ich lächele zurück. Matt war mein Freund auf der Highschool, vor einer halben Ewigkeit. Wir haben uns getrennt, bevor wir beide weggezogen, um auf verschiedene Colleges zu gehen. Ich kam ein paar Jahre später mit einem Bachelorabschluss, der nutzlosen Hälfte eines Jurastudiums, einem frischgebackenen Ehemann und einer kleinen Tochter wieder, und Matt und ich sind seitdem befreundet. Nach meiner Scheidung hat er mich mehrmals um ein Date gebeten, aber ich habe, fast mit Verwunderung, festgestellt, dass wir einander fremd geworden sind. Er ist wie ein alter Lieblingspullover, der nicht mehr richtig passt oder schmeichelt. Das Leben verändert uns, selbst wenn es uns in dem Moment nicht bewusst ist, und später zeigt sich, dass man die Jahre, die verstrichen sind, nicht mehr zurückholen kann. Doch Matt scheint das nicht bewusst zu sein.

»Hey, Matt«, sage ich, um einen neutralen und freundlichen Ton bemüht. »Kann ich dir einen Kaffee anbieten? Aufs Haus, da ich nicht gleich da war.« Ich warte seine Antwort gar nicht erst ab; ich schenke den Kaffee schon ein. Ich weiß genau, wie Matt ihn gerne mag: mit zwei Stück Zucker und einer Kaffeesahne in einem Becher zum Mitnehmen, damit er gleich weiterkann zur Bank of the Cape – deren regionaler Vizepräsident er ist. Dort wird er seinen Papierkram in Angriff zu nehmen, bevor die Bank für den Kundenverkehr öffnet. Da er nur zwei Blocks weiter in der Main Street arbeitet, schaut er ein-, zweimal die Woche bei mir vorbei.

Matt nickt und nimmt den Kaffee lächelnd von mir entgegen.

»Was kann ich dir sonst noch anbieten?«, frage ich mit einer Geste auf die Glasvitrine. Ich bin seit vier Uhr hier, und auch wenn ich noch nicht mit allem fertig bin, liegen dort bereits jede Menge frische Gebäckstücke. Ich greife nach einem tortenähnlichen Teilchen, bestehend aus einem Blätterteigmantel, gefüllt mit einer Zitronen-Mandel-Paste und bestrichen mit Rosenwasser und Honig. »Wie wär's mit einem Mandel-Rosen-Törtchen?« Ich halte es ihm hin. »Ich weiß doch, dass du die am liebsten magst.«

Er zögert nur eine Sekunde, bevor er danach greift. Dann nimmt er einen Bissen und schließt die Augen. »Hope, du bist zum Backen geboren«, sagt er mit vollem Mund, und obwohl ich weiß, dass es als Kompliment gemeint ist, treffen mich seine Worte hart, denn ich hatte das nie vorgehabt. Die Bäckerei war nicht das Leben, das ich für mich wollte, und das weiß Matt. Aber meine Großmutter wurde krank, meine Mutter starb, und mir blieb keine andere Wahl.

Ich tue seine Worte kurzerhand ab, als wären sie mir gleichgültig, während Matt sagt: »Hey, hör zu, eigentlich bin ich heute Morgen gekommen, um mit dir über etwas zu reden. Kannst du dich kurz zu mir setzen?«

Sein Lächeln wirkt ein bisschen steif, fällt mir auf einmal auf. Ich wundere mich, dass ich es nicht schon längst bemerkt habe.

»Äh...« Ich werfe einen Blick nach hinten zur Backstube. Die Zimttörtchen müssen bald aus dem Ofen, aber ich habe ein paar Minuten, bis die Zeitschaltuhr losgeht. Und so früh am Morgen ist sonst niemand hier. Ich zucke mit den Schultern. »Na gut, okay, aber nur eine Minute.«

Ich schenke mir eine Tasse Kaffee ein – schwarz, meine

dritte an diesem Morgen – und lasse mich auf dem Stuhl Matt gegenüber nieder. Ich stütze mich auf den Tisch und mache mich darauf gefasst, dass er mich wieder einmal um ein Date bitten wird. Ich bin mir nicht sicher, wie ich darauf reagieren soll: All die Jahre meinen Mann und meine Tochter in den Mittelpunkt meines Lebens zu stellen hat mich die meisten Freundschaften gekostet, die ich einmal hatte, und ich bin so egoistisch, dass ich Matt nicht auch noch verlieren will. »Was gibt's?«

Sein kurzes Schweigen, bevor er antwortet, gibt mir das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt. Vielleicht ist es, weil ich mich in letzter Zeit an schlechte Neuigkeiten gewöhnt habe. Die Krebserkrankung meiner Mutter. Die Demenz meiner Großmutter. Die Tatsache, dass mein Ehemann beschlossen hat, nicht länger mein Ehemann sein zu wollen. Daher bin ich verblüfft, als ich Matt sagen höre: »Wie geht's Annie?«

Ich mustere ihn genau, und auf einmal rast mein Herz, während ich mich frage, ob er irgendetwas weiß, das ich nicht weiß. »Warum? Was ist passiert?«

»Es war nur eine Frage«, beeilt sich Matt zu sagen. »Ich wollte nur nett sein. Smalltalk machen.«

»Oh«, sage ich, erleichtert, dass er nicht als Bote irgendwelcher schlechten Nachrichten gekommen ist. Es hätte mich nicht gewundert zu hören, dass meine Tochter bei irgendwelchen Dummheiten erwischt worden ist, dass sie einen Ladendiebstahl begangen oder ihre Schule mit Farbe besprüht hat. Sie ist anders, seit ihr Vater und ich uns getrennt haben: reizbar, nervös und wütend. Mehr als einmal habe ich mit schlechtem Gewissen ihr Zimmer durchsucht. Ich dachte, ich würde Zigaretten oder Drogen finden, aber bis jetzt ist der einzige Hinweis auf die Veränderung an mei-

ner Annie ihre extrem gereizte Art. »Entschuldige«, sage ich zu Matt. »Ich warte ständig darauf, dass wieder irgendetwas schiefliegt.«

Er wendet den Blick ab. »Wollen wir heute Abend vielleicht essen gehen?«, fragt er. »Nur du und ich. Annie wird wieder bei Rob sein, oder?«

Ich nicke. Mein Ex und ich teilen uns das Sorgerecht zu gleichen Teilen, ein Arrangement, mit dem ich nicht sehr glücklich bin, da ich finde, dass Annies Leben dadurch an Stabilität verliert. »Ich weiß nicht, Matt«, sage ich. »Ich denke nur ...« Ich suche nach Worten, die ihn nicht verletzen werden. »Ich denke, vielleicht ist es zu früh, weißt du? Die Scheidung ist noch nicht lange her, und Annie hat schwer damit zu kämpfen. Ich denke, es ist besser, wenn wir einfach ...«

»Es ist nur ein Abendessen, Hope«, unterbricht mich Matt. »Ich mache dir keinen Antrag.«

Auf einmal glühen meine Wangen. »Natürlich nicht«, murmele ich.

Er lacht und nimmt meine beiden Hände. »Bleib entspannt, Hope.« Als ich zögere, lächelt er leise und fügt hinzu: »Du musst etwas essen. Also, wie wär's?«

»Ja, okay«, sage ich, und in genau diesem Augenblick schwingt die Ladentür der Bäckerei auf, und Annie kommt herein, ihren Rucksack über eine Schulter geschlungen, mit einer dunklen Sonnenbrille, obwohl es draußen noch nicht einmal hell ist. Sie bleibt stehen und starrt uns einen Moment an, und ich weiß sofort, was sie denkt. Ich entziehe meine Hände Matts Griff, aber es ist zu spät.

»Na toll«, sagt sie. Sie reißt sich die Sonnenbrille herunter und wirft ihr langes, gewelltes, aschblondes Haar über eine Schulter zurück, während sie uns so wütend ansieht, dass ihre dunkelgrauen Augen noch wilder funkeln als sonst.

»Hättet ihr zwei jetzt etwa, na ja, angefangen zu knutschen, wenn ich nicht gekommen wäre?«

»Annie.« Ich stehe auf. »Es ist nicht, wonach es aussieht.«

»Egal«, murmelt sie. Ihr neues Lieblingswort.

»Sei nicht unhöflich zu Matt«, ermahne ich sie.

»E-gal«, sagt sie noch einmal, wobei sie diesmal zur Betonung die Augen verdreht. »Ich gehe nach hinten. Damit ihr damit weitermachen könnt, was ihr grade macht.«

Ich sehe ihr hilflos nach, wie sie durch die Schwingtür in die Backstube stürmt. Ich höre, wie sie ihren Rucksack auf die Arbeitsplatte wirft, wie die Edelstahlschüsseln, die ich dort gestapelt aufbewahre, von seiner Wucht scheppern, und ich zucke zusammen.

»Entschuldige.« Ich wende mich wieder zu Matt um. Er starrt in die Richtung, in die Annie verschwunden ist.

»Sie ist schon etwas Besonderes«, sagt er.

Ich zwinge mich zu einem Lachen. »Kinder.«

»Offen gestanden, ist es mir ein Rätsel, wie du das aushältst.«

Ich lächle ihn knapp an. Ich darf ärgerlich auf meine Tochter sein, aber er nicht. »Sie macht nur eine schwierige Phase durch«, sage ich. Ich stehe auf und werfe einen Blick zur Backstube. »Die Scheidung war nicht leicht für sie. Und du weißt doch selbst noch, wie es in der siebten Klasse ist. Das ist nicht unbedingt das leichteste Jahr.«

Matt erhebt sich ebenfalls. »Aber wie du sie mit dir reden lässt...«

Irgendetwas in meinem Magen verkrampft sich. »Mach's gut, Matt«, sage ich und beiße die Zähne so fest zusammen, dass es wehtut. Bevor er etwas erwidern kann, wende ich mich ab in Richtung Backstube und hoffe, dass er meinen Wink zu gehen versteht.

»Du darfst nicht unhöflich zu unseren Kunden sein«, sage ich zu Annie, als ich durch die Schwingtür in die Backstube komme. Sie hat mir den Rücken zugewandt und rührt irgendetwas in einer Schüssel – Teig für rote Samttörtchen, nehme ich an. Im ersten Moment denke ich, dass sie mich ignoriert, bis ich sehe, dass sie ihre Kopfhörer eingestöpselt hat. Dieser verdammte iPod.

»Hey!«, sage ich etwas lauter. Noch immer keine Antwort, daher trete ich von hinten an sie heran und ziehe ihr den Kopfhörer aus dem linken Ohr. Sie zuckt zusammen und schnell mit wutentbranntem Blick herum, als hätte ich sie geschlagen.

»Gott, Mom, was ist eigentlich dein Problem?«, fährt sie mich an.

Ich bin verblüfft über ihre zornige Miene, und einen Moment lang bin ich wie erstarrt. Ich sehe noch immer das süße kleine Mädchen vor mir, das auf meinen Schoß geklettert ist und Mamies Märchen zugehört hat. Das Mädchen, das nach jedem aufgeschürften Knie Trost suchend zu mir gekommen ist. Das Mädchen, das mir Schmuck aus Knete gebastelt und darauf bestanden hat, dass ich ihn zum Einkaufen anlege. Sie ist noch immer irgendwo in Annie, aber jetzt versteckt sie sich hinter dieser eiskalten Fassade. Wann hat sich das alles eigentlich geändert? Ich will ihr sagen, dass ich sie liebe und dass ich wünschte, wir müssten uns nicht so streiten, aber stattdessen höre ich mich kühl sagen: »Habe ich dir nicht gesagt, dass du dich für die Schule nicht schminken sollst, Annie?«

Sie kneift ihre zu stark getuschten Augen vor mir zusammen und verzieht ihre viel zu roten Lippen zu einem Grinsen. »*Dad* hat gesagt, es ist okay.«

Im Stillen verfluche ich Rob. Er hat es offenbar zu seiner

persönlichen Mission gemacht, alles zu untergraben, was ich sage.

»Und *ich* sage dir, dass es nicht okay ist«, erkläre ich entschieden. »Du gehst jetzt auf die Toilette und wäschst es ab.«

»Nein«, sagt Annie. Sie stemmt trotzig die Hände in die Hüften und funkelt mich wütend an. Sie weiß noch nicht, dass sie sich ihre Jeans mit rotem Teig bekleckert hat. Ich bin sicher, wenn sie es sieht, wird es meine Schuld sein.

»Das steht nicht zur Debatte, Annie«, sage ich. »Tu es jetzt, oder du bekommst Hausarrest.«

Ich höre die Kälte in meiner Stimme, und sie erinnert mich an meine eigene Mutter. Einen Augenblick lang hasse ich mich selbst, aber ich halte Annies Blick stand, ohne mit der Wimper zu zucken.

Sie sieht als Erste weg. »Egal!« Sie reißt sich die Schürze herunter und wirft sie auf den Boden. »Ich sollte sowieso nicht hier arbeiten!«, brüllt sie und reißt die Hände in die Luft. »Das verstößt gegen das Kinderarbeitsschutzgesetz!«

Ich verdrehe die Augen. Diese Diskussion haben wir schon zehntausendmal geführt. Streng genommen arbeitet sie nicht auf Lohnbasis bei mir; das hier ist unser Familienunternehmen, und ich erwarte von ihr, dass sie dabei mithilft, so wie ich als Kind meiner Mom geholfen habe, so wie meine Mom meiner Großmutter geholfen hat. »Ich werde es dir nicht nochmal erklären, Annie«, sage ich angespannt. »Möchtest du vielleicht lieber den Rasen mähen und alle Hausarbeiten erledigen?«

Sie stapft davon, vermutlich zur Toilette auf der anderen Seite der Schwingtür. »Ich hasse dich!«, brüllt sie zu mir zurück, bevor sie verschwindet.

Die Worte treffen mich wie ein Dolch ins Herz, ob-

wohl ich mich erinnern kann, dass ich meine eigene Mutter genauso angeschrien habe, als ich in Annies Alter war.

»Ja«, murmele ich, während ich die Schüssel mit Teig und den Holzlöffel nehme, die sie auf dem Küchentresen liegen gelassen hat. »Gibt's irgendwas Neues?«

Um halb acht, als Annie aufbricht, um die vier Blocks zu ihrer Schule zu gehen, sind alle Gebäckstücke fertig, und der Laden ist voller Stammkunden. Im Ofen steht ein frischer Strudel von unserer Rose, mit Äpfeln, Mandeln, Rosinen, kandierten Orangenschalen und Zimt gefüllt, und der Duft zieht tröstlich durch die Bäckerei. Kay Sullivan und Barbara Koontz, die beiden über achtzigjährigen Witwen, die über der Straße wohnen, starren ins Gespräch vertieft aus dem Fenster, während sie an dem Tisch gleich neben der Tür ihren Kaffee schlürfen. Gavin Keyes, den ich den Sommer über als Hilfe angeheuert hatte, um das Haus meiner Mutter wieder bewohnbar zu machen, sitzt am Tisch neben ihnen, trinkt Kaffee, isst ein Eclair und liest eine Ausgabe der *Cape Cod Times*. Derek Walls, ein verwitweter Vater, der unten am Strand wohnt, ist mit seinen beiden vierjährigen Zwillingen, Jay und Merri, hier, die die Glasur von ihren Vanilleküchlein lecken, obwohl es erst Frühstückszeit ist. Und Emma Thomas, die Hospizschwester in den Fünfzigern, die meine Mom gepflegt hat, als sie im Sterben lag, steht an der Theke und überlegt, welches Gebäckstück sie zu ihrem Tee nehmen soll.

Ich bin eben dabei, einen Blaubeermuffin zum Mitnehmen für Emma einzupacken, als Annie an mir vorbeistapft, in ihrer Jacke, den Rucksack über eine Schulter geschlungen. Ich halte sie am Arm fest, bevor sie vorbeilaufen kann.

»Zeig mir mal dein Gesicht«, sage ich.

»Nein«, murmelt sie mit gesenktem Kopf.

»Annie!«

»Egal«, murmelt sie. Sie blickt auf, und ich sehe, dass sie eine frische Schicht Wimperntusche aufgetragen und ihren hässlichen Lippenstift nachgezogen hat. Außerdem hat sie offenbar fuchsiarbenes Rouge aufgelegt, das ihre Wangenknochen nicht annähernd erreicht.

»Wisch dir das ab, Annie«, sage ich. »Sofort. Und lass das Make-up hier.«

»Du kannst es mir nicht wegnehmen«, gibt sie zurück. »Das habe ich von meinem eigenen Geld gekauft.«

Ich sehe mich um, und mir wird bewusst, dass es im Laden plötzlich still geworden ist, bis auf Jay und Merri, die in der Ecke vor sich hin plappern. Gavin sieht mich besorgt an, und die beiden alten Damen in der Nähe der Tür starren nur zu mir herüber. Auf einmal bin ich verlegen. Ich weiß, dass ich ohnehin schon wie die Versagerin der Stadt dastehe, weil ich meine Ehe mit Rob habe scheitern lassen; alle finden, er ist ein Traummann, und dass ich von Glück reden konnte, ihn überhaupt zu heiraten. Und jetzt habe ich offenbar auch noch als Mutter versagt.

»Annie«, sage ich und beiße die Zähne zusammen. »Tu es jetzt. Und diesmal bekommst du wirklich Hausarrest, weil du mir nicht gehorchst.«

»Ich wohne die nächsten Tage bei Dad«, feixt sie grinsend. »Du kannst mir gar keinen Hausarrest geben. Schon vergessen? Du wohnst nicht mehr dort.«

Ich schlucke schwer. Ich werde sie nicht merken lassen, dass ihre Worte mich verletzt haben. »Na wunderbar«, sage ich fröhlich. »Dann bekommst du eben von dem Augenblick an Hausarrest, in dem du *mein* Haus betrittst.«

Sie flucht leise, sieht sich um und scheint zu begreifen,

dass alle sie ansehen. »Egal«, murmelt sie auf dem Weg zur Toilette.

Ich atme einmal aus und wende mich wieder zu Emma um. »Entschuldigung«, sage ich. Mir wird bewusst, dass meine Hände zittern, als ich wieder nach ihrem Gebäckstück greife.

»Süße, ich habe drei Mädchen großgezogen«, sagt sie. »Keine Sorge. Das legt sich wieder.«

Sie bezahlt und geht, und dann sehe ich, wie Mrs Koontz und Mrs Sullivan, die hierherkommen, seit die Bäckerei vor sechzig Jahren eröffnet wurde, von ihrem Tisch aufstehen und hinauschlurfen, jede an einem Gehstock. Derek und seine Mädchen sind ebenfalls im Aufbruch, daher gehe ich um die Theke herum nach vorn, um ihre Teller abzuräumen. Ich helfe Merri dabei, ihre Jacke zuzuknöpfen, während Derek Jays Reißverschluss zuzieht. Merri bedankt sich für das Vanilleküchlein, und ich winke, als sie alle gehen.

Annie kommt wenig später aus der Toilette zum Vorschein, das Gesicht zum Glück frei von Make-up. Sie knallt eine Wimperntusche, einen Lippenstift und eine Dose Rouge auf einen der Tische und funkelt mich zornig an. »Bitte sehr. Zufrieden?«, fragt sie.

»Überglücklich«, bemerke ich trocken.

Sie bleibt noch einen Moment stehen. Sie sieht aus, als ob sie noch irgendetwas sagen will, und ich mache mich schon auf irgendeine sarkastische Beleidigung gefasst, daher wundere ich mich, als sie nur fragt: »Wer ist eigentlich Leona?«

»Leona?« Ich forsche in meinem Gedächtnis, fördere aber nichts zutage. »Ich weiß nicht. Warum? Wo hast du diesen Namen denn gehört?«

»Mamie«, sagt sie. »Sie nennt mich ständig so. Und es scheint sie irgendwie richtig traurig zu machen.«

Ich bin verblüfft. »Du hast in letzter Zeit Mamie besucht?« Als meine Mutter vor zwei Jahren starb, mussten wir meine Großmutter in ein Demenz-Pflegeheim geben; ihre Alzheimer-erkrankung hatte sich rasch verschlimmert.

»Ja«, sagt Annie. »Na und?«

»Ich ... ich wusste nur nicht, dass du das tust.«

»Irgendwer muss es ja tun«, faucht sie zurück.

Ich bin sicher, die Schuldgefühle sind mir anzusehen, denn Annie blickt triumphierend.

»Ich habe mit der Bäckerei alle Hände voll zu tun, Annie«, sage ich.

»Ja, na ja, *ich* nehme mir die Zeit«, sagt sie. »Wenn du weniger Zeit mit Matt Hines verbringen würdest, dann hättest du vielleicht auch mehr Zeit für Mamie.«

»Zwischen mir und Matt ist *gar nichts*.« Plötzlich wird mir deutlich bewusst, dass Gavin ein paar Meter weiter sitzt, und ich spüre, wie meine Wangen rot werden. Das Letzte, was ich brauche, ist, dass die ganze Stadt weiß, was mit mir los ist. Oder nicht los ist, je nachdem.

»Egal.« Annie verdreht die Augen. »Jedenfalls, Mamie liebt mich wenigstens. Das sagt sie mir ständig.«

Sie grinst mich an, und ich weiß, dass ich sagen sollte: *Schatz, ich liebe dich auch* oder *Dein Dad und ich lieben dich sehr* oder so ähnlich. Würde man das von einer guten Mutter nicht erwarten? Aber da ich eine grässliche Mutter bin, kommt mir stattdessen nur über die Lippen: »Ach ja? Na, für mich klingt es eher so, als ob sie ›Ich liebe dich‹ zu jemandem namens Leona sagt.«

Annie klappt der Kiefer herunter, und sie starrt mich eine Minute lang an. Ich will die Arme nach ihr ausstrecken, will sie an mich drücken und ihr sagen, dass es mir leidtut, dass ich es nicht so gemeint habe. Aber bevor ich die Chance

dazu habe, dreht sie sich auf dem Absatz um und stolziert aus dem Laden, aber nicht bevor ich die Tränen in ihren Augenwinkeln glitzern sehe. Sie blickt nicht noch einmal zurück.

Mir bricht fast das Herz, während ich in die Richtung starre, in die sie verschwunden ist. Ich lasse mich auf einen der Stühle sinken, die die Zwillinge vor ein paar Minuten frei gemacht haben, und stütze den Kopf in die Hände. Ich versage bei allem, aber am allermeisten dabei, Nähe zu den Leuten aufzubauen, die ich liebe.

Mir ist nicht bewusst, dass Gavin Keyes vor mir steht, bis ich seine Hand auf meiner Schulter spüre. Als ich erschrocken den Kopf hochreißt, starre ich genau auf ein kleines Loch im Oberschenkel seiner verwaschenen Jeans. Im ersten Moment verspüre ich das seltsame Bedürfnis, ihm anzubieten, es zu flicken, aber das ist lächerlich. Auf den Umgang mit Nadel und Faden verstehe ich mich auch nicht besser als darauf, Mutter zu sein oder verheiratet zu bleiben. Kopfschüttelnd hebe ich den Blick weiter nach oben, über sein blau kariertes Flanellhemd bis zu seinem Gesicht, das von einem dichten Schatten dunkler Bartstoppeln über einem kräftigen Kiefer beherrscht wird. Sein voller, dunkler Haarschopf sieht aus, als wäre er seit Tagen nicht mehr gekämmt worden, aber anstatt damit ungepflegt auszusehen, steht es ihm richtig gut, auf eine Art, die mir ein wenig unangenehm ist. Als er mich sanft anlächelt, rufen mir seine Grübchen in Erinnerung, wie jung er ist. Achtundzwanzig, denke ich, oder vielleicht neunundzwanzig. Auf einmal fühle ich mich steinalt, obwohl ich selbst nur sieben oder acht Jahre älter bin. Wie wäre es wohl, noch einmal so jung zu sein, ohne echte Verpflichtungen, ohne eine jugendliche Tochter, die mich hasst, ohne ein Geschäft, das vor dem Bankrott gerettet werden muss?

»Nimm's nicht so schwer«, sagt er. Er tätschelt mir den Rücken und räuspert sich. »Sie liebt dich, Hope. Du bist eine gute Mom.«

»Ja, äh, danke«, murmele ich, wobei ich seinem Blick ausweiche. Sicher, in den Monaten, die er an meinem Haus gearbeitet hat, sahen wir uns fast täglich, und wenn ich nachmittags von der Arbeit nach Hause kam, machte ich uns oft eine Limonade und setzte mich mit ihm zusammen auf die Veranda, wobei ich es, so gut ich konnte, vermied, auf seinen sonnengebräunten, straffen Bizeps zu starren. Aber er *kennt* mich nicht. Nicht wirklich. Und mit Sicherheit nicht gut genug, um meine Qualitäten als Mutter zu beurteilen. Wenn er mich so gut kennen würde, dann wüsste er, was für eine Versagerin ich bin.

Er klopf mir noch einmal unbeholfen auf den Rücken. »Im Ernst«, sagt er.

Und dann ist auch er gegangen und lässt mich allein in meinem riesigen rosa Törtchen, das sich auf einmal sehr bitter anfühlt.

An diesem Tag schlieÙe ich die Bäckerei etwas früher, um ein paar Besorgungen zu erledigen. Obwohl die Sonne noch nicht untergegangen ist, als ich um Viertel nach sechs nach Hause komme, fühlt sich das Cottage, das ich angestrengt als mein eigenes anzusehen versuche, düster und deprimierend an.

Die Stille im Inneren ist ohrenbetäubend. Bis zum vergangenen Jahr, als Rob mich kurz vor Weihnachten mit der Ankündigung überraschte, er wolle sich scheiden lassen, hatte ich mich immer darauf gefreut, nach Hause zu kommen. Ich war stolz auf das Leben, das wir uns hier gemeinsam aufgebaut hatten, in dem soliden, weiß getünchten viktorianischen Haus mit Blick über die Bucht von Cape Cod, genau östlich des öffentlichen Strandes gelegen. Ich hatte das Innere selbst gestrichen, hatte die Küche und die Diele neu verfliest, oben und im Wohnzimmer Hartholzböden verlegt und den Garten bepflanzt, hauptsächlich mit blauen Hortensien und pinkfarbenen Apfelrosen, die vor dem creme-weiÙen Schindelholz frisch und wunderschön aussahen.

Und dann, als ich endlich mit allem fertig war, als ich endlich so weit war, mich in dem Traumhaus zu entspannen, setzte Rob sich vor mich und erklärte mit leiser Stimme, ohne mir in die Augen zu sehen, er sei auch fertig. Fertig mit unserer Ehe, fertig mit mir.

Binnen drei Monaten, noch immer benommen vom Brust-

krebstod meiner Mutter und von der Entscheidung, Mamie in ein Demenz-Pflegeheim zu geben, zog ich unversehens zurück in das Cottage meiner Mutter, das ich ohnehin nicht hatte verkaufen können. Ein paar Monate später, erschöpft und entmutigt, hatte ich alle Scheidungsunterlagen unterzeichnet, nur um das alles endlich hinter mir zu haben.

In Wahrheit fühlte ich mich wie betäubt, und zum ersten Mal begriff ich etwas, was ich mich schon mein ganzes Leben gefragt hatte: wie meine Mutter immer so kalt gegenüber den Männern in ihrem Leben bleiben konnte. Ich hatte meinen Vater nie kennengelernt; sie hatte mir nie auch nur seinen Namen gesagt. Wie sie mir einmal knapp erklärte: »Er ist gegangen. Vor langer Zeit. Hat nie erfahren, dass es dich gibt. Er hat seine Entscheidung getroffen.« Als ich älter wurde, hatte sie immer den einen oder anderen Freund, mit dem sie ihre ganze Zeit verbrachte, aber sie ließ keinen von ihnen je an sich heran. Nicht wirklich. Sodass sie, wenn er sie letztendlich verließ, nur mit den Schultern zuckte und sagte: »Wir sind besser dran ohne ihn, Hope. Das weißt du doch.«

Ich hielt sie immer für herzlos, auch wenn ich heute zugebe, dass ich mich auf diese kurzen Phasen zwischen zwei Freunden, in denen ich meine Mom ein paar Wochen lang für mich hatte, immer freute. Jetzt wünschte ich, ich hätte sie früher verstanden, rechtzeitig genug, um mit ihr darüber zu reden. *Jetzt kapiere ich es, Mom. Wenn du sie nicht an dich heranlässt, wenn du sie von Anfang an nicht wirklich liebst, dann können sie dir nicht wehtun, wenn sie gehen.* Aber wie bei so vielen anderen Dingen in meinem Leben ist es dafür jetzt zu spät.

Bis ich geduscht und mir das Mehl und den Zucker aus den Haaren und von der Haut gewaschen habe, ist es kurz

vor sieben. Ich weiß, ich sollte vermutlich Annie bei Rob anrufen und mich dafür entschuldigen, wie wir heute früh auseinandergeschieden sind, aber ich kann mich nicht dazu durchringen. Außerdem unternimmt sie in diesem Augenblick vermutlich irgendetwas Lustiges mit ihm, und mein Anruf würde ihr das nur verderben. Egal, wie ich mich wegen Rob fühle, ich muss zugeben, dass er die meiste Zeit gut mit Annie umgeht. Er scheint auf eine Art an sie heranzukommen, auf die ich es schon lange nicht mehr kann. Ich hasse die Tatsache, dass es mich manchmal, wenn ich die beiden verschwörerisch zusammen lachen sehe, in erster Linie eifersüchtig und erst in zweiter glücklich für Annie macht. Es ist, als ob sie ein neues Familienporträt bilden, zu dem ich nicht länger gehöre.

Ich schlüpfte in einen grauen Zopfmusterpullover und eine enge schwarze Jeans, und dann starre ich auf mein Spiegelbild, während ich meine schulterlangen dunkelbraunen Locken ausbürste, die zum Glück noch nicht grau werden, auch wenn sie das vermutlich bald tun werden, wenn Annie sich weiterhin so aufführt. Ich suche in meinem eigenen Gesicht nach Annies Zügen, aber wie üblich finde ich keine Spur davon. Seltsamerweise besitzt sie nicht die geringste Ähnlichkeit mit Rob oder mir, was ihn als sie drei war dazu veranlasste, mich zu fragen: »Bist du dir absolut sicher, dass sie von mir ist, Hope?« Seine Worte hatten mich bis ins Mark getroffen. »Natürlich«, hatte ich mit Tränen in den Augen geflüstert, und er hatte es dabei bewenden lassen. Abgesehen von ihrer Haut, die genau wie Robs in der Sonne schön gleichmäßig braun wird, hat sie praktisch nichts von ihrem hochgewachsenen, dunkelhaarigen, blauäugigen Vater geerbt.

Ich betrachte meine Züge, während ich einen natürlich

aussehenden Lippenstift auftrage und meine hellen Wimpern ein bisschen tusche. Annies Augen sind, genau wie Mammies, ungleichmäßig grau, meine dagegen von einem ungewöhnlichen, golden gesprenkelten Meergrün. Als ich jünger war, sagte Mamie oft zu mir, ihr Aussehen – alles bis auf die Augen – hätte eine Generation übersprungen und sich bei mir niedergeschlagen. Während meine Mutter mit ihren dunkelbraunen, glatten Haaren und braunen Augen eher meinem Großvater ähnelte, bin ich Mamie nach einigen der alten Fotografien, die ich von ihr gesehen habe, wie aus dem Gesicht geschnitten. Ihre Augen, fand ich früher, blickten auf diesen alten Fotos stets traurig, und jetzt, wo sich in meinen die Schwere des Lebens spiegelt, sehen wir uns ähnlicher denn je. Meine stark geschwungenen Lippen – »wie eine Engelsharfe«, pflegte Mamie oft zu sagen – sind genau wie ihre in ihren jüngeren Jahren, und irgendwie hatte ich das Glück, ihren zarten Teint zu erben. In den letzten Monaten habe ich jedoch eine ungewohnte senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen bekommen, die mich ständig besorgt aussehen lässt. Allerdings bin ich heutzutage tatsächlich ständig besorgt.

Die Türglocke klingelt, ich zucke zusammen und fahre mir ein letztes Mal mit der Bürste durchs Haar und dann, nach genauerem Überlegen, noch einmal mit einer Hand, um es wieder zu zerzausen. Ich will nicht so aussehen, als hätte ich mir für heute Abend Mühe gegeben. Ich will nicht, dass Matt sich irgendwelche Hoffnungen macht.

Einen Augenblick später öffne ich die Haustür, und als Matt sich vorbeugt, um mir einen Kuss zu geben, drehe ich mich leicht zur Seite, sodass seine Lippen auf meiner rechten Wange landen. Ich kann das Eau de Cologne an seinem Nacken riechen, moschusartig und herb. Er trägt eine tadel-

lose Khakihose, ein hellblaues Hemd mit einem teuer aussehenden Emblem, das ich nicht kenne, und elegante braune Halbschuhe.

»Ich kann mich noch umziehen«, sage ich. Auf einmal fühle ich mich schmucklos, schlicht.

Er mustert mich kurz. »Du siehst hübsch aus in diesem Pullover«, sagt er. »Du kannst so gehen, wie du bist.«

Er führt mich ins Fratanelli's aus, ein gehobenes italienisches Lokal im Marschland. Ich versuche zu ignorieren, wie der Oberkellner einen nicht gerade dezenten Blick auf mein Outfit wirft, bevor er uns zu einem von Kerzen erhellten Tisch am Fenster führt.

»Hier ist es zu fein, Matt«, sage ich, sobald wir allein sind. Ich sehe durchs Fenster in die Dunkelheit, und dabei fange ich unser Spiegelbild in der Scheibe auf. Wir sehen wie ein Paar aus, ein schönes Paar, und bei diesem Gedanken wende ich den Blick rasch ab.

»Ich weiß doch, dass es dir hier gefällt«, sagt Matt. »Weißt du noch? Hierher sind wir vor dem Schulabschlussball gegangen.«

Ich lache kopfschüttelnd. »Das hatte ich ganz vergessen.« Ehrlich gesagt, habe ich eine ganze Menge vergessen. Ich habe lange versucht, vor der Vergangenheit davonzulaufen, aber was sagt es über mich aus, dass ich fast zwanzig Jahre später mit demselben Typen in demselben Restaurant sitze? Offenbar kann die eigene Geschichte nur für begrenzte Zeit verschwinden. Ich verscheuche den Gedanken und sehe Matt an. »Du hast gesagt, du wolltest über etwas reden.«

Er blickt auf seine Speisekarte. »Lass uns erst bestellen.«

Wir wählen schweigend unser Essen aus; Matt nimmt den Hummer, und ich die Spaghetti bolognese, das preiswerteste Gericht auf der Karte. Später werde ich anbieten,

mein Essen selbst zu bezahlen, und wenn Matt ablehnt, werde ich ihn wenigstens kein Vermögen kosten. Ich will mich ihm gegenüber nicht verpflichtet fühlen. Nachdem wir bestellt haben, holt Matt einmal tief Luft und sieht mich an. Er ist im Begriff zu sprechen, aber ich schneide ihm das Wort ab, bevor er sich selbst in Verlegenheit bringen kann.

»Matt, du weißt, dass ich große Stücke auf dich halte«, beginne ich.

»Hope ...«, unterbricht er mich, aber ich hebe eine Hand.

»Lass mich ausreden«, platze ich heraus, wobei die Worte immer schneller aus mir hervorsprudeln. »Ich weiß, wir haben so vieles gemeinsam, und natürlich haben wir diese ganze gemeinsame Vergangenheit, die mir viel bedeutet. Aber was ich dir heute Morgen zu sagen versucht habe, ist, dass ich nicht glaube, dass ich im Augenblick bereit bin, mit irgendjemandem eine Beziehung einzugehen. Ich glaube nicht, dass ich dazu bereit sein werde, bevor Annie aufs College geht, und bis dahin ist es noch sehr lange.«

»Hope ...«

Ich ignoriere ihn, weil ich die Worte loswerden muss. »Matt, ich schwöre dir, es hat nichts mit dir zu tun. Aber ich glaube, wenn wir im Augenblick einfach nur Freunde sein könnten, dann wäre das so viel besser. Ich habe keine Ahnung, was vielleicht einmal sein könnte, aber im Augenblick braucht Annie meine ganze Aufmerksamkeit, und ...«

»Hope, es geht nicht um dich und mich«, unterbricht mich Matt. »Es geht um die Bäckerei und um deinen Kredit. Darf ich bitte reden?«

Ich starre ihn an, während der Kellner uns einen Korb mit Brot und einen kleinen Teller mit Olivenöl bringt. Rotwein wird uns eingeschenkt – ein teurer Cabernet, den Matt aus-

gewählt hat, ohne mich zu fragen –, und dann verschwindet der Kellner, und Matt und ich sind wieder allein.

»Was ist mit meiner Bäckerei?«, frage ich langsam.

»Ich habe schlechte Neuigkeiten«, bekennt er. Er weicht meinem Blick aus, tunkt ein Stück Brot in das Olivenöl und nimmt einen Bissen.

»Okay...«, sage ich abwartend. Es kommt mir vor, als entweiche alle Luft aus dem Raum.

»Dein Kredit«, sagt er mit vollem Mund. »Die Bank will ihn aufkündigen.«

Mir stockt das Herz. »Was?« Ich starre ihn an. »Seit wann denn?«

Matt senkt den Blick. »Seit gestern. Hope, du bist mit mehreren Raten im Rückstand, und bei der derzeitigen Marktlage sieht sich die Bank gezwungen, eine Reihe von Krediten mit unregelmäßigem Zahlungsverhalten aufzukündigen. Und deiner ist leider einer davon.«

Ich hole einmal tief Luft. Das kann nicht wahr sein. »Aber dieses Jahr habe ich jede Rate bezahlt. Ja, ich hatte vor einigen Jahren ein paar schwierige Monate, als die Wirtschaft eingebrochen ist, aber wir sind schließlich ein Touristenort.«

»Ich weiß.«

»Wer hatte damals denn keine Probleme?«

»Viele Leute hatten die«, räumt Matt ein. »Leider warst du eine davon. Und bei deiner Kreditwürdigkeit...«

Ich schließe für einen Moment die Augen. Ich will über meine Kreditwürdigkeit gar nicht erst nachdenken. Sie hat sich durch meine Scheidung nicht unbedingt verbessert oder dadurch, dass ich nach dem Tod meiner Mutter ihre Hypothekenzahlungen übernommen habe oder dass ich eine hohe Überziehungssumme zwischen mehreren Kre-

ditkarten hin- und herschiebe, nur um die Bäckerei am Laufen zu halten.

»Was kann ich tun, um das zu regeln?«, frage ich schließlich.

»Nicht viel, befürchte ich«, antwortet Matt. »Du kannst es natürlich bei anderen Kreditgebern versuchen, aber im Augenblick ist der Markt sehr angespannt. Ich kann dir garantieren, dass du bei einer anderen Bank nichts ausrichten wirst. Und in Anbetracht deines Zahlungsverhaltens und der Tatsache, dass in deiner Straße eben erst ein Bingham's aufgemacht hat ...«

»Bingham's«, murmele ich. »Natürlich.« Das war in diesem ganzen Jahr der Fluch meiner Existenz. Eine kleine Donut-Kette aus Neuengland, mit Sitz in Rhode Island, die in unserer Region kontinuierlich expandiert, um eines Tages mit Dunkin' Donuts gleichzuziehen. Sie haben vor neun Monaten ihre sechzehnte Filiale in der Region eröffnet, eine halbe Meile von meiner Bäckerei entfernt, als ich eben dabei war, aus dem finanziellen Loch zu klettern, in dem ich nach der Rezession gelandet war.

Es war ein Sturm, den ich ohne die finanziellen Folgen meiner Scheidung hätte überstehen können. Aber jetzt kämpfe ich ums nackte Überleben, und das weiß Matt; meine sämtlichen Kredite habe ich bei seiner Bank.

»Hör zu, es gibt eine Option, die ich mir für dich vorstellen kann«, sagt Matt. Er nimmt einen kräftigen Schluck Wein und beugt sich zu mir vor. »Es gibt in New York ein paar Investoren, mit denen ich zusammenarbeite. Sie sind ständig auf der Suche nach kleinen Unternehmen, um ihnen unter die Arme zu greifen. Da kann ich eine Gefälligkeit einfordern.«

»Okay«, sage ich langsam. Ich bin mir nicht sicher, ob mir die Vorstellung gefällt, dass Fremde in etwas investieren,

was immer ein Familienunternehmen war. Ebenso wenig behagt mir der Gedanke, dass Matt mir zuliebe Gefälligkeiten einfordert. Aber mir ist auch bewusst, dass die Alternative sein könnte, dass ich die Bäckerei insgesamt verliere. »Wie würde das denn genau ablaufen?«

»Sie würden dich im Grunde aufkaufen«, sagt er. »Das heißt, sie würden den Kredit bei der Bank übernehmen. Du würdest eine Barauszahlung bekommen, genug, um ein paar der Rechnungen zu begleichen, vor denen du im Moment stehst. Und du würdest bleiben, um die Bäckerei zu leiten und das Tagesgeschäft zu führen. Falls sie darauf eingehen.«

Ich starre ihn an. »Du willst damit sagen, dass mir keine andere Möglichkeit bleibt, als die Bäckerei meiner Familie an irgendeinen Fremden zu verkaufen?«

Matt zuckt mit den Schultern. »Ich weiß, es ist nicht ideal. Aber es würde deine finanziellen Probleme kurzfristig lösen. Und mit etwas Glück könnte ich sie überreden, dich als Geschäftsführerin der Bäckerei zu übernehmen.«

»Aber das ist die Bäckerei meiner Familie«, sage ich mit leiser Stimme, in dem Bewusstsein, dass ich mich wiederhole.

Matt wendet den Blick ab. »Hope, ich weiß nicht, was ich dir anderes sagen soll. Das ist so ziemlich deine letzte Option, es sei denn, du hast irgendwo eine halbe Million Dollar herumliegen. Und bei deinen Schulden ist es ja auch nicht so, dass du dich einfach aufrappeln und irgendwo anders neu anfangen könntest.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Einen Augenblick später ergreift Matt wieder das Wort. »Hör zu, das sind gute Leute. Ich kenne sie schon eine ganze Weile. Sie werden sich dir gegenüber anständig verhalten. Und letzten Endes wirst du wenigstens nicht schließen müssen.«

Ich fühle mich, als ob Matt mir eben eine Handgranate in

den Schoß geworfen, den Sicherungsstift gezogen und mir dann angeboten hat, das Blutbad zu beseitigen, und das alles mit einem Lächeln im Gesicht. »Ich muss darüber nachdenken«, sage ich dumpf.

»Hope«, sagt Matt. Er schiebt sein Weinglas beiseite, streckt die Hände über den Tisch aus und legt sie um meine weitaus kleineren, in einer Geste, die mir das Gefühl geben soll, in Sicherheit zu sein. »Wir werden eine Lösung finden, okay? Ich werde dir helfen.«

»Ich brauche deine Hilfe nicht«, murmele ich. Er blickt verletzt, und ich fühle mich fürchterlich, daher ziehe ich meine Hände nicht zurück. Ich weiß, er versucht nur, ein netter Typ zu sein. Aber die Sache ist die: Es kommt mir vor wie ein Almosen. Und ich brauche keine Almosen. Ich werde untergehen, oder ich werde überleben, aber ich würde das wenigstens gern allein tun.

Bevor einer von uns noch etwas sagen kann, höre ich mein Handy in meiner Handtasche klingeln. Verlegen ziehe ich meine Hände zurück und greife danach. Ich hatte den Klingelton nicht absichtlich angelassen. Ich kann sehen, wie mich der Oberkellner durch das Restaurant anfunktelt, während ich abnehme.

»Mom?« Es ist Annie, und sie klingt aufgelöst.

»Was ist los, Schatz?«, frage ich, schon halb aufgestanden und bereit, ihr zu Hilfe zu kommen, wo immer sie ist.

»Wo bist du?«

»Ich bin in einem Restaurant, Annie«, sage ich. Ich vermeide es, Matt zu erwähnen, damit sie nicht denkt, es wäre ein Date. »Wo bist du? Bist du nicht bei deinem Dad?«

»Dad musste sich mit einem Mandanten treffen«, murmelt sie. »Deshalb hat er mich bei dir zu Hause abgesetzt. Und die Spülmaschine ist, na ja, total kaputt.«

Ich schließe die Augen. Eine halbe Stunde bevor Matt kam, hatte ich das Spülmittel eingefüllt und die Maschine angestellt, in der Annahme, der Spülgang würde bis zu meinem Aufbruch fast fertig sein. »Was ist passiert?«

»Ich war's nicht«, beeilt sich Annie zu sagen. »Aber da ist, also, überall Wasser auf dem Boden. Ich meine, also, viele Zentimeter hoch. Wie eine Flut oder so.«

Meine Stimmung sinkt. Ein Rohr muss geplatzt sein. Ich kann mir nicht einmal vorstellen, wie viel mich die Reparatur kosten wird oder wie schwer meine alten Hartholzböden beschädigt sein könnten. »Okay«, sage ich in einem gelassenen Ton. »Danke, dass du mir Bescheid gegeben hast, Schatz. Ich komme sofort nach Hause.«

»Aber wie soll ich das Wasser aufhalten?«, fragt sie. »Es fließt, also, noch immer überall hin. Das ganze Haus steht bald unter Wasser.«

Mir wird klar, dass ich keine Ahnung habe, wie man das Wasser in der Küche abstellt. »Ich werde versuchen, es herauszufinden, okay? Ich rufe dich zurück. Ich bin schon unterwegs.«

»Egal«, sagt Annie und legt auf.

Ich berichte Matt, was passiert ist, und er seufzt und ruft den Kellner, um unser Essen einpacken zu lassen.

»Tut mir leid«, sage ich, als wir fünf Minuten später zum Wagen eilen. »In meinem Leben jagt in letzter Zeit eine Katastrophe die andere.«

Matt schüttelt nur den Kopf. »So was kommt vor«, sagt er knapp. Erst als wir auf dem Weg zurück zu meinem Haus sind, ergreift er wieder das Wort. »Du darfst diese Sache mit der Bank nicht länger aufschieben, Hope«, sagt er. »Sonst wirst du alles verlieren. Alles, wofür deine Familie gearbeitet hat.«

Ich gebe keine Antwort, da ich weiß, dass er recht hat, und da ich mich im Augenblick nicht damit befassen kann. Stattdessen frage ich ihn, ob er weiß, wie man die Wasserzufuhr für die Küche abstellt. Er sagt, er weiß es nicht, und so fahren wir den Rest der Strecke schweigend.

»Wem gehört denn dieser Jeep?«, fragt Matt, als er vor meinem Haus vorfährt. »Jetzt habe ich in deiner Auffahrt gar keinen Platz zum Parken.«

»Gavin«, sage ich leise. Sein vertrauter graublauer Wrangler steht neben meinem alten Corolla. Meine Stimmung sinkt.

»Gavin Keyes?«, sagt Matt. »Dem Handwerker? Was tut der denn hier?«

»Annie muss ihn angerufen haben«, sage ich mit zusammengebissenen Zähnen. Meine Tochter weiß nicht, dass ich Gavin noch immer nicht vollständig für die Arbeiten bezahlt habe, die er den Sommer über an meinem Haus erledigt hat. Nicht einmal annähernd. Sie weiß nicht, dass ich eines Julinachmittags, mit ihm auf der Veranda, peinlicherweise in Tränen ausgebrochen bin, als ich einen Kontoauszug von der Bank bekam, und dass er einen Monat später, als er mit den Reparaturarbeiten an meinem Haus fertig war, darauf bestanden hat, dass ich ihn vorläufig mit kostenlosem Gebäck und Kaffee aus der Bäckerei bezahle. Annie weiß nicht, dass er neben Matt der einzige andere Mensch in der Stadt ist, der weiß, was für ein Chaos mein Leben ist, und dass er aus genau diesem Grund der letzte Mensch ist, den ich im Augenblick sehen will.

Ich gehe ins Haus, gefolgt von Matt ein paar Schritte hinter mir, der mein Essen von Fratanelli's in einer Hand trägt. In der Küche treffe ich Annie mit einem Stapel Handtücher an, und Gavin, der den Kopf unter meine Spüle gesteckt hat. Ich blinzele, als mir bewusst wird, dass mein Blick schnur-

stracks zum Oberschenkel seiner Jeans gewandert ist, um zu sehen, ob das Loch, das ich heute Morgen bemerkt habe, noch da ist. Es ist noch da, natürlich.

»Gavin«, sage ich, und er zuckt zusammen, kommt unter der Spüle zum Vorschein und steht auf. Sein Blick huscht zwischen Matt und mir hin und her, und er kratzt sich am Kopf, als Matt an ihm vorbeigeht, um mein Essen in den Kühlschrank zu stellen.

»Hey«, sagt Gavin. Er sieht noch einmal zu Matt und dann zu mir zurück. »Ich bin gleich hergekommen, als Annie angerufen hat. Ich habe dein Wasser erst mal abgestellt. Sieht aus, als ob das geplatze Rohr in der Wand ist, hinter der Spülmaschine. Ich komme übermorgen vorbei und repariere es dir, wenn es dir nichts ausmacht, so lange zu warten.«

»Danke, das ist nicht nötig«, sage ich leise. Ich nehme Blickkontakt zu ihm auf, in der Hoffnung, dass er weiß, was ich ihm zu verstehen geben will: dass ich ihn noch immer nicht bezahlen kann.

Aber er lächelt nur und fährt fort, als ob er mich gar nicht gehört hat. »Morgen bin ich schon ausgebucht, aber übermorgen sieht es noch sehr gut aus«, sagt er. »Da habe ich nur vormittags einen kleinen Job drüben bei Foley. Außerdem dürfte das hier nicht allzu lange dauern. Da muss nur ein Rohr abgedichtet werden, und dann ist es wieder so gut wie neu.« Sein Blick huscht wieder zu Matt und dann zurück zu mir. »Hör zu, ich habe einen Nasssauger im Jeep. Ich hole ihn schnell, und dann helfe ich dir, dieses Wasser zu beseitigen, so gut es geht. Und sobald die Böden trocken sind, können wir sehen, wie groß der Schaden ist.«

Ich werfe einen Blick auf Annie, die noch immer mit einem riesigen Stapel Handtücher dasteht. »Wir können das hier selber aufwischen«, sage ich zu Gavin. »Du musst nicht

bleiben. Stimmt's?«, sage ich mit einem Blick auf Annie und dann auf Matt.

»Ich nehm's an«, sagt Annie schulterzuckend.

Matt wendet den Blick ab. »Ehrlich gesagt, Hope, muss ich morgen früh raus. Ich muss sehen, dass ich nach Hause komme.«

Gavin schnaubt und geht wortlos hinaus. Ich ignoriere ihn. »Oh«, sage ich zu Matt. »Natürlich. Danke fürs Essen.«

Bis ich Matt zur Tür bringe, ist Gavin mit seinem Nasssauger schon wieder da.

»Ich habe doch gesagt, das ist nicht nötig«, murmele ich.

»Ich weiß, was du gesagt hast«, sagt Gavin, ohne stehen zu bleiben, um mich anzusehen. Einen Augenblick später, während ich zusehe, wie Matts glänzender Lexus von der Bordsteinkante fährt, höre ich, wie Gavin in der Küche den Nasssauger einschaltet. Ich schließe für einen Moment die Augen, und dann wende ich mich um und kehre zurück zu dem einen Chaos in meinem Leben, das sich tatsächlich beheben lässt.

Am nächsten Abend, als Annie wieder bei Rob ist und ich nach der Arbeit das restliche Chaos in der Küche beseitige, muss ich an Mamie denken. Sie wusste immer, wie man Katastrophen in den Griff bekam. Mir wird bewusst, dass es zwei Wochen her ist, seit ich sie zuletzt besucht habe. *Ich sollte eine bessere Enkelin sein*, denke ich mit einem Anflug von schlechtem Gewissen. *Ich sollte ein besserer Mensch sein*. Noch ein Gebiet, auf dem ich offenbar ständig versage.

Mit einem Kloß im Hals höre ich auf zu wischen, trage vor dem Dielenspiegel etwas Lippenstift auf und schnappe mir meine Schlüssel. Annie hat recht; ich muss meine Großmutter besuchen. Wenn ich zu Mamie fahre, ist mir immer

nach Weinen zumute, denn auch wenn das Heim, in dem sie lebt, fröhlich und freundlich wirkt, ist es schrecklich, mit anzusehen, wie sie abbaut. Es ist, als würde man an Deck eines Schiffes stehen und zusehen, wie die Wellen jemanden verschlingen, und wissen, dass es keinen Rettungsring gibt, den man ihm zuwerfen kann.

Eine Viertelstunde später gehe ich durch die Eingangstür von Mamies betreuter Wohnanlage, einem riesigen, buttergelb gestrichenen Haus voller Bilder von Blumen und Tieren. Die oberste Etage ist die Demenzstation, wo Besucher am Eingang einen Zugangscode auf einem Digitalpad eingeben müssen.

Ich gehe den Korridor hinunter zu Mamies Zimmer am anderen Ende des Westflügels. Die Zimmer sind alle privat, im Apartment-Stil, auch wenn die Bewohner sämtliche Mahlzeiten im Speisesaal einnehmen und die Mitarbeiter alle einen Generalschlüssel haben, um nach den Bewohnern zu sehen und ihnen täglich ihre Medikamente zu geben. Mami nimmt ein Antidepressivum, zwei Herzmittel und ein experimentelles Medikament gegen Alzheimer, das offenbar nichts hilft. Ich treffe mich einmal im Monat mit dem Stationsarzt, um den aktuellen Stand zu erfahren. Bei unserem letzten Treffen sagte er, ihre geistigen Fähigkeiten hätten in den letzten Monaten stark nachgelassen.

»Das Schlimmste dabei ist«, sagte er, wobei er mich über seine Brille hinweg ansah, »dass sie klar genug im Kopf ist, um es zu begreifen. Das ist eine der härtesten Phasen für Außenstehende. Sie weiß, dass ihr Gedächtnis bald nahezu verschwunden sein wird, was für Patienten in diesem Zustand äußerst beunruhigend und traurig ist.«

Ich schlucke einen Kloß im Hals hinunter, als ich auf die Klingel neben ihrem Namensschild drücke: *Rose McKenna*.

Ich kann sie dahinter herumschlurfen hören; vermutlich stemmt sie sich mühsam aus ihrem Sessel hoch, bewegt sich mit dem Gehstock zur Tür, den sie benutzt, seit sie vor zwei Jahren gestürzt ist und sich die Hüfte gebrochen hat.

Die Tür geht auf, und ich widerstehe dem Drang, mich in ihre Arme zu werfen, wie ich es früher getan habe, als ich ein kleines Mädchen war. Bis zu diesem Augenblick hatte ich gedacht, ich würde ihr zuliebe hierherkommen – aber jetzt wird mir klar, dass ich es für mich selbst tue. Ich brauche das. Ich muss jemanden sehen, der mich liebt, selbst wenn es eine unvollkommene Liebe ist.

»Hallo«, sagt Mamie und lächelt mich an. Ihre Haare sehen weißer aus als bei meinem letzten Besuch, die Furchen in ihrem Gesicht tiefer. Aber sie trägt wie immer ihren burgunderroten Lippenstift, und ihre Augen sind mit Kajal und Wimperntusche umrandet. »Was für eine Überraschung, Liebes.«

Ihre Worte sind mit dem Anflug eines französischen Akzents eingefärbt, der nahezu verschwunden ist. Sie lebt seit den frühen Vierzigerjahren in den Vereinigten Staaten, aber die Spuren ihrer längst verflossenen Vergangenheit umhüllen ihre Worte noch immer wie einer der federleichten französischen Schals, die sie fast immer um den Hals geschlungen trägt.

Ich strecke die Arme nach ihr aus. Als ich jünger war, war sie kräftig und stark. Als sie sich jetzt zu unserer Umarmung vorbeugt, kann ich die Knochen ihres Rückgrats spüren, die scharfen Konturen ihrer Schultern.

»Hi, Mamie«, sage ich leise. Ich blinzele Tränen weg, während ich mich von ihr löse.

Sie starrt mich aus grauen Augen an, über denen ein trüber Schleier liegt. »Sie werden mir verzeihen müssen«, sagt

sie. »Manchmal werde ich ein bisschen vergesslich. Welches der Mädchen sind Sie, Liebes? Ich weiß, ich sollte mich erinnern.«

Ich schlucke schwer. »Ich bin Hope, Mamie. Deine Enkelin.«

»Natürlich.« Sie lächelt mich an, aber ihre grauen Augen bleiben verschleiert. »Ich wusste es. Ich muss nur manchmal erinnert werden. Bitte komm herein.«

Ich folge ihr in das schwach erhellte Apartment, wo sie mich ans Wohnzimmerfenster führt.

»Ich habe mir eben den Sonnenuntergang angesehen, Liebes«, sagt sie. »Und gleich werden wir den Abendstern sehen können.«



Kristin Harmel

Solange am Himmel Sterne stehen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38121-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2013

Eine Liebe so unvergänglich wie die Sterne am Himmel ...

Rose McKenna liebt den Abend. Wenn am Himmel über Cape Cod die ersten Sterne sichtbar werden, erinnert sie sich – an die Menschen, die sie liebte und verlor, und von denen sie nie jemandem erzählte. Doch Rose weiß, dass es bald zu spät sein wird, denn sie hat Alzheimer. Bald wird niemand mehr an das junge Paar denken, dass sich einst die Liebe versprach ... 1942 in Paris. Als sie ihre Enkelin Hope bittet, nach Frankreich zu reisen, ahnt diese nichts von der herzerreißenden Geschichte, die sie dort entdecken wird – von Hoffnung, Schmerz und einer alles überwindenden Liebe ...